

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung



Nr. 42. — Sonntag, den 14. Oktober 1928.

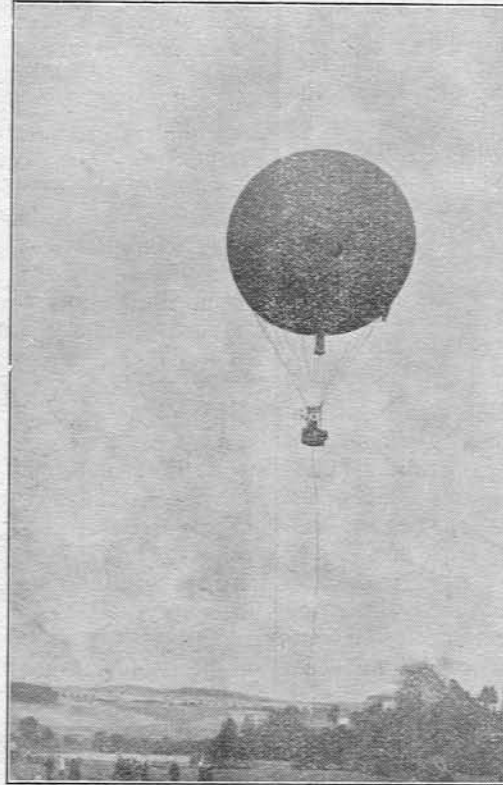
Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

Freiballon-Aufstieg und -Verfolgung im oberen Erzgebirge.

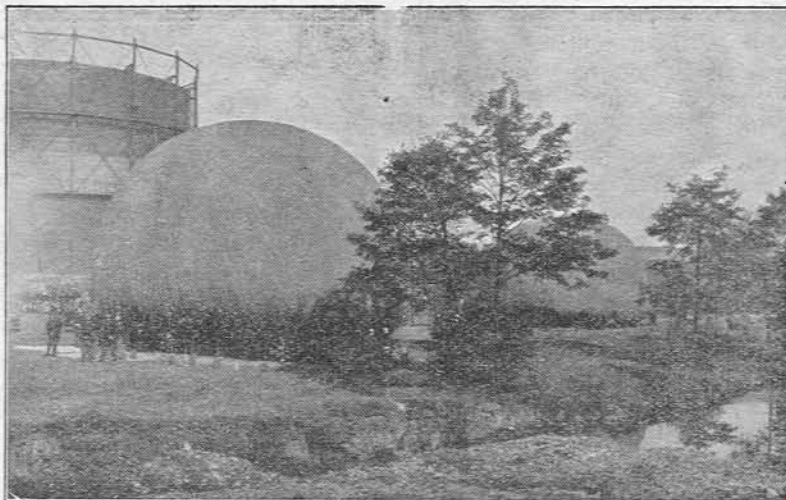
Wie die „D. Z.“ eingehend berichtete, fand am Sonntag, den 7. Oktober in Schönsfeld bei Annaberg am dor-

tigen Gasometer des Gefag ein außerordentlich fesselnder Aufstieg zweier Freiballons statt: des „Graf Zeppelin“ und der „Leipziger Messe“. Wohl schweben des öfteren, namentlich von Schwarzenberg und Chemnitz her, Freiballons alljährlich über unsere Gebirgsheimat dahin, aber mehr denn ein Jahrzehnt ist es her, seit wir der Füllung solcher Ballons und ihrem Start beiwohnen konnten und noch nie wohl war unsere Begend Zeuge einer Ballonverfolgung durch Autos und Motorräder. All dies konnte man nun am vergangenen Sonntag bei Schönsfeld beobachten. Der rührige Verein für Luftfahrt und Flugwesen im oberen Erzgebirge (Sitz Annaberg) hatte die Veranstaltung inszeniert und ganz ausgezeichnet durchgeführt. Tausende von Gebirglern bis von Chemnitz her wohnten dem interessanten Ereignis bei, dessen einzelne Stadien bei prächtigem Herbstwetter vor sich ging. Nachdem beide Ballons mit je 1680 Kbm. Steinkohlengas gefüllt waren, — was eine Zeit von drei Stunden in Anspruch nahm — wurde zur Abfahrt fertig gemacht. An ihr nahmen außer den beiden Führern, den Herren Apfel und Pehm, je zwei Passagiere aus Annaberg teil. Alles ging glatt vonstatten. Majestätisch und sicher schwebten die großen gelben Kugeln in den Aether und wurden bei der Windrichtung Ost-Nordost nach Schmalzgrube — S a h u n g zugetrieben. Gegen 1/2 2 Uhr starteten sie und mit ihnen sofort die sie verfolgenden 13 Autos und 10 Krafttrader. Hei, das war eine frisch-fröhliche Jagd hin zur Grenze Sachsens, wo der „Graf Zeppelin“ um 2.01 Uhr bei der Lorenzmühle in Schmalzgrube landete, während die „Leipziger Messe“ um 2.14 Uhr 700 Meter jenseits der Grenze bei S a h u n g niederging. Ersterer wurde zu gleicher Zeit von den Annaberger Fahrern Hänselmann und Ritschel erreicht, letzterer zu Fuß von Herrn Teistler = Annaberg, der an der Grenze sein Auto verlassen mußte. Die Ballons wurden dann verpackt und abtransportiert. Angesichts der Eröffnung der Internationalen Luftfahrt-Ausstellung in Berlin und des unter-

bliebenen Fluges des Friedrichshafener Zeppelin über das Erzgebirge war die Schönfelder Veranstaltung naturgemäß doppelt fesselnd für die Gebirglern. Mit der Ausschreibung für die Verfolgung waren naturgemäß bestimmte strenge Bedingungen verbunden. So durfte keiner der Ballons u. a. länger als 10 Minuten in oder über den Wolken fahren. Eine Zwischenlandung war nur erlaubt, wenn sie nicht länger als 10 Minuten währte. Die Verfolgung war offen für alle Kraftwagen und Motorräder. Der Spruch des Preisgerichts war unwiderruflich. Der Flug und die Verfolgung durfte nicht länger als 3 Stunden dauern. — Die Freiballons waren von gelblicher Farbe und aus gummiertem Baumwollstoff hergestellt. Ballons dieser Art können etwa 100 bis 120 Fahrten unternehmen. „Graf Zeppelin“ hatte deren schon 80 hinter sich, die „Leipziger Messe“ 20. Steigen Freiballons auf sportlichen Fahrten meist nur 16—1800 Meter hoch, so hat die „Leipziger Messe“ bereits einmal eine wissenschaftliche Fahrt bis zur Höhe von 6000 Metern unternommen. Die Luftfahrt mit Freiballons ist schon Jahrhunderte alt. Es war, wie schon in der „D. Z.“ dargelegt, der Franzose Mongolfiere, der einen Freiballon bereits 1783 steigen ließ. Dann kam der Physiker Charles mit seinem ersten Wasserstoffballon. Hatte man zuerst Tiere in einem Käfig hochfahren lassen, so wagten es, nachdem diese wieder gesund unten angekommen waren, Rozie und d'Arlandes, in die Lüfte zu steigen. Charles hatte seinen Gasballon mit Netz, Ventil, Gondel, Anker und Sandballast versehen und fuhr mit dem Mechaniker Robert auf. Er wurde zweifellos zum ersten wirkungsvollen Förderer der Luftschiffahrt und stellte auch schon Versuche über die Lenkbarkeit an, die ihm zum Bau eines mit Rudern fortzubewegenden länglichen Ballons führten. Die Fahrt verlief nicht nach Erwartung. Bald darauf ersann Meunier das Ballonet, einen inneren, unter Luftdruck stehenden Ballon, der bei Gasverlusten des Hauptballons sich mit Luft füllte und so das Faltigwerden des Gasballons verhinderte; eine Erfindung, die bis in unsere Zeit hinein ihre Bedeutung behielt.



Aufstieg.



Die Ballons während der Füllung.

und so das Faltigwerden des Gasballons verhinderte; eine Erfindung, die bis in unsere Zeit hinein ihre Bedeutung behielt.

„Sidonie von Hassenstein“ oder „Der Engel von St. Annen“.

Von Schuldirektor H. Uhlig-Lauter.

Aufführung.

Ein neues heimatgeschichtliches Festspiel in vier Aufzügen, das die alte Bergstadt Annaberg im 30jährigen Kriege wiedergibt, hat Schuldirektor Uhlig seinem Erzgebirge geschenkt. Seinem Erzgebirge, weil dieses neue Stück so ganz Heimat und erzgebirgisches Volkstum vergangener Zeiten atmet und der Nachwelt in artgetreuer Reinheit, in einer charakteristischen Trefflichkeit überliefern will, wie sie nur von wahrer innerer Versflochtenheit mit den Geschehnissen unserer Berge und seiner Bewohner in psychischer und bildlicher Darstellungskunst geformt werden kann. Ein Geschenk seinem Erzgebirge umso mehr, als diese neue Schöpfung nicht nur der Wahrung und Pflege hoher, heimatgeschichtlicher Volkswerte dienen, sondern auch außerhalb unserer Bergeshöhen zeigen will, wie von jeher die erzgebirgische Stammesart in Auf- und Niedergang tatenreich und wesenstreu sich bewahrte. St. Annen im Mittelpunkt der Geschehnisse, verleiht dem Ganzen eine markante Ursprünglichkeit. Ist doch der Verfasser selbst ein Sohn aus der nahen Landpflege Annabergs, der Hauptstadt des Obererzgebirges und des geistigen Mittelpunktes seiner Zeit. Hier verbrachte er seine Seminaristenjahre. Hier wuchsen ihm, tätig als Bibliothekar der Lehrerbildungsanstalt, in lokalgeschichtlicher Forschung teure Volksgüter und das Verlangen nach der Gestaltung und Erhaltung ans Herz. Nun sollte ihm ein neuer Wurf gelingen.

Der Dramatische Verein „Thalia“ in Lauter, dem das Stück von seinem Ehrenmitgliede gewidmet worden ist, gab in Lauter vor übervollem Hause die Erstaufführung mit den üblichen Wiederholungen. Die Bilder schrauben die Zeit zurück auf das Jahr 1628 und entrollen gar bunt das Leben und Treiben in St. Annen. Gläubige Verehrung wird der Schutzheiligen St. Anna, die den Silberblick der Bergstadt reichlich gesegnet. Ihr opfert die Jungfrau aus Barbara Uttmanns Nahrungssegen auf dem Bergaltar die selbstgeklöppelte Spizendecke. Die Blütezeit der Häuser und Steiger ersteht mit dem Einklange des Annaberger Bergmannsmarsches, der traulich sich im Ritornell um lebensfrohe Bilder windet. Das Bergfest naht, es rüsten sich die Knappen. Zum Bergfest führt der Bergherr Markus Roehling, der Reichste des Bergbaues wohl im Meißner Lande. Von draußen strömt das Leben ein. Und erzgebirgische Bergmannslieder umweben die kulturgeschichtlichen Einführungsbilder, als wenn vom Haldenturm das Zechenglöcklein traulich über Berg und Tal ertönt. Die Wirtschaftsstruktur kennzeichnen allerlei zeitgenössische Sonderheiten, unter denen Jöhstadt, Grumbach, Königswalde, Grünhain hervortreten aus vergangenem Ruhm von Wohlgeschmack und Rarität. Es dominiert die Bergmannstracht unter dem Jubel der fahnenbesetzten Bergstadt. Da melden sich neue Kriegsplagen. Durch die Kriegshorden der Kroaten im Böhmerland von geplündertem Schlosse verjagt, sucht Gräfin Sidonie von Hassenstein, die um ihres Glaubens Willen die Heimat geopfert, Zuflucht in St. Annen. Der Weg der Flucht führte durch Schrecknisse des Kriegs, der mehr und mehr dem Erzgebirge sich nähert. Es trifft die Botschaft ein von dem Plündern, Sengen und Morden des kaiserlichen Generals Holf im erzgebirgischen Lande, von den fliehenden Bewohnern, die mit Vieh und Habe in den Wäldern Sicherheit suchen. Schon liegen vor den Toren der Stadt die Holf'schen Scharen. Im Widerstande der Bergstadt gegen der Angreifer Kanonade zerrütteten Wall und Stadtmauern und fließen Gut und Blut. Das Plünderungssignal, es mahnt zur Eile, der Bergstadt Tore freizugeben. Die beratsschlagenden Stadtherren sind in Verzweiflung. Da mitten in der höchsten Not erscheint Sidonie von Hassenstein, sie, die auf ihrem fernen Schlosse dem General Holf das Leben einst gerettet, als sie in treuester Pflege ihn von Todeswunden des Duells geheilt, und bietet ihren Bittgang an, der schwerbedrückten Stadt die Gnade zu erslehen zum Danke für die Gast-

freundschaft verstrichener vier Jahre. Den General Holf in seinem Lager stürmt die Ungebuld der Kriegsknechte. Ihn, der mit Wollust stets die Höllequalen streute, halten seelische Mächte in Wankelmüt. Die Fürbitterin, begleitet von einer Kinderschar in weißen Kleidern, nimmt Einlaß in das Holf'sche Zelt. Des Generals schnöde Abweisung wandelt sich in Schreck beim Wiedererkennen seiner einstigen Retterin, um nach hartem inneren Kampfe Schonung der bedrückten Stadt zu geben. Zum Ausbruch blasen die Signale. Im Eilmarsch nach dem Bogtland geht der Weg des Kriegs. St. Annen ist gerettet. Im Jubellaufe kehrt zurück der Kinder Schar, inmitten die Gräfin, der Engel von St. Annen, und Lob, Preis und Dank bringt ihr die qualerlöste Stadt.

Zahlreicher Besuch und beifällige Aufnahme der Aufführungen ehrten den Verfasser und den aufführenden Verein, und ließen erkennen, wie wünschenswert es wäre, den volkstümlichen Wert dieser neuen Heimatgabe voll auszuschöpfen und das neue Spiel allen Freunden der Heimatbühnen zugänglich zu machen. Ist es doch gerade das Heimatspiel, das den Schautrieb des Volkes zur vollen Auswirkung bringt. In dem Stoffkreis des neuen Uhlig'schen Bühnenstückes findet die spielerische Auswertung historischer Ereignisse auf dem Boden der Heimat wunderbare Gestalt, die die Begeisterung für Wiedererweckung von Heimatliebe und Volkstum in sich trägt. Ein Wiedererwachen bringen die Heimatspiele des Autors und ihre Verlebendigung auf der Bühne. Sie tragen die Impulse für die Mehrung der Theaterfreudigkeit und des Spieltriebes des Volkes. Den segensreichen Aufschwung der Heimatspiele in guten Strom zu leiten und den Heimatgedanken zu wecken und zu pflegen, ist eine Berufung, deren sich der aufführende Verein in spielerischer Verlebendigung volksmähtiger Dramatik glänzend zu betätigen weiß und die den Kreis ihrer Werbung längst schon über die Grenzen des Ortes hinaus zu erstrecken wußte. Möge das neue Heimatspiel nun auch seinen Weg antreten durch die Bühnen der engeren und weiteren Heimat für die hohen Ziele und Aufgaben unserer Heimatpielbewegung und ein neuer Beitrag sein zur weiteren Deffnung der wertvollen Quellen, deren volksbildnerischer, künstlerischer und kultureller Strom hinausfließt in Land und Volk.

Dem Verfasser aber von seiner obererzgebirgischen Heimat ein gebirgisch „Glückauf!“

B.

Moosch'n Feierabend



Dr eitragliche Bierhannel.

Von H. L. Annaberg.

Dr Büttner Edward un dr Schröder Wilhelm warn zamm uff de Annebarger Kat gange. Se wurns salberscht an sich gewohr, wos dorch dr Hih un de warme Wärschteln fier a damischer Dorstch fertig wur, dar nör wieder miet halln odr dunkeln Bier ze leschn war. A Faßl noch annern mußt ahgeschteckt warn, im de dorstching Rahln zefriedn ze schtelln.

„Edward“, soocht dr Schröder Wilhelm, „wahte wos, mir kenntn uns aangtlich aa poor Pfenng ordiene. Wenn mir uns nu a setts Faßl Bier zulegt un tätns gelaßweis vrlaasn, ick gelaab do warn hernoertst hibsch poor Reigroschen unner.“

„Wilhelm, inu du schlaues Luder, de hast racht,“ maanet dr annere, „das is sei a guter Eifall, un war nisch riskiert kimmt net noch Waldheim. In dir schtackt ieberhaupt a Hannelsgeist, de hättst abn solln ben Rothschild miet eittraatn.“

Ne Wilhelm sei Idee wur wetter ausgeschponne, un an annern Toog ze Mittig worn die zwaa Unnernaamungslustig

miets Handwaagel uffn Waag noch dr Geyersdörfer Brauerei. De Pfeng hootn se hiegabn, un nu konntn se aa dos Faßl aufloodn.

Raum worn se bei de erschn Schtrooßenbaam vrbei, da sohot dr aane zun annern: „Halt aamol ei, iech hoo settn Dorcht, mei Kahl is ganz treich. Mr wolln nár erscht mol dan Schtoff prowieren, bei dare Híz werd dar net garschtig dr Gorgel nunner zischn.“ Ne annern wor dos aa gelei Wasser uff dr Miehle, un su schtandn die zwaa Geister ball ne Bertelschund un tootn prowieren.

„Ná, nu wolln mr nár feeder machn, sistern vrsaufrn mr doch gelei uff aan Niedersíz ne ganzn Profiet.“

Se worn amende hunnert Meter gefohrn, do hat dr Wilhelm schu wiedr aane trockene Gorgel. „Inu ná,“ socht dr Edward, „su gieht dos net wetter, jeds Gelaß kost zwaa Groschen, wu solln mr dá do miet unnrer Waar hiekomme?“

„Wart, iech waß wos, hier haste zwaa Reigroschen, iech kaaf a Gelaß oh, ob iech dos trink odr de annern Leit, is doch egal, de Hauptsach bleibbt, de Waar werd imgesekt.“

„De hast aa wiedr racht,“ maanet dr Edward, nohm die zwaa Zahpfenger, die dr Wilhelm aus dr Huusntasch zuug un schenket ne drfier a Gelaß Garschtsaft ei.

„Mir is fei aa, als hätt iech heit gereichertn Harig gassn, settn Dorcht hoo iech mei Laabtoog noch net gehatt,“ un dr Edward schenket sich aa aans ei un goob wiedr ne Wilhelm drfier zwaa Groschen. Su ging dos aane schiene Weil wetter. Se wurns gornet gewohr, doß dos allemol die salbn Groschen worn, die se sich enaner rieber un nieber goobn.

Se fuhrn aa wiedr mol a klaanes Schtückl neizu, odr dos Bier toot bei dare Híz su appetitlich in dan Faßl drinne rim kluckern, doß se ball wiedr „dos ganze Halt“ machn mußt. Se hattn sich fei gegenseitig híbsch bissl ohgekaaft, bis dr aane weiskrieget, doß nár noch dr Buudn bedeckt wor.

„Nu, do wolln mr nár gelei mol unnre Barschaft zehln.“

„Jech hoo fei wetter nisch in dr Tasch wie die zwaa Reigroschen, die iech fier dos lezte Gelaß Bier vun dir eigenomme hoo, iech kaaf gelei mei ganzn Taschn imschtilpn.“

„De bist vrwerret, wie gieht dá dos nár zu, mir hoobn uns doch aa jedes Mol gelei in bar bezohlt.“

Un se tootn ieber dos Ratse ball ne Kuup zrbrachn, odr doß se ihre lehtn Pfeng fiers Bierfaßl ausgabn hattn un ne Wilhelm sei ganz Brmögn nár noch aus zwaa Reigroschen beschtand, die bei dan Biervrkaaf abwachselt vun dr aan Huusntasch in ne Kumpagnon senne gewandert. „Nu do bleibbt uns wetter nisch iebrieg, do mißn mr haltg abn Geschäftsaufsicht beahtraagn!“

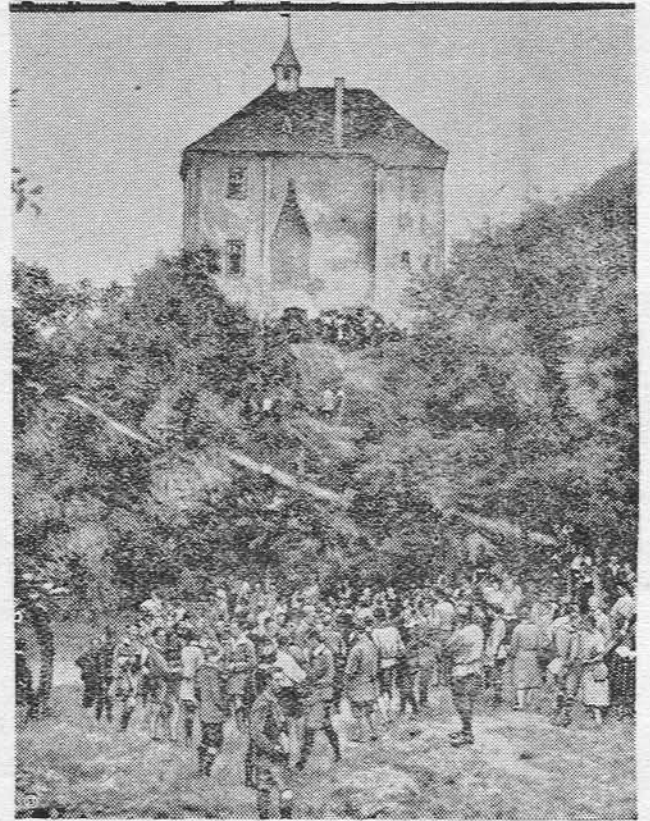
„Jech hoo aan schien Plon, wahte wos, Edward, mr ginne nu gerod miet dan Uhgelicksfaßl uff dr Kat. Zíht Schtrimp un Schuh aus, trittst uffs Faßl ubn drauf, rollst drmiet ne Katplatz immering un singst dos Lied drzu: uff dr Kat, uff dr

Kat, uff dr Kat is schie. Werscht saache, wie sich do de Leit drieber amesiern.“

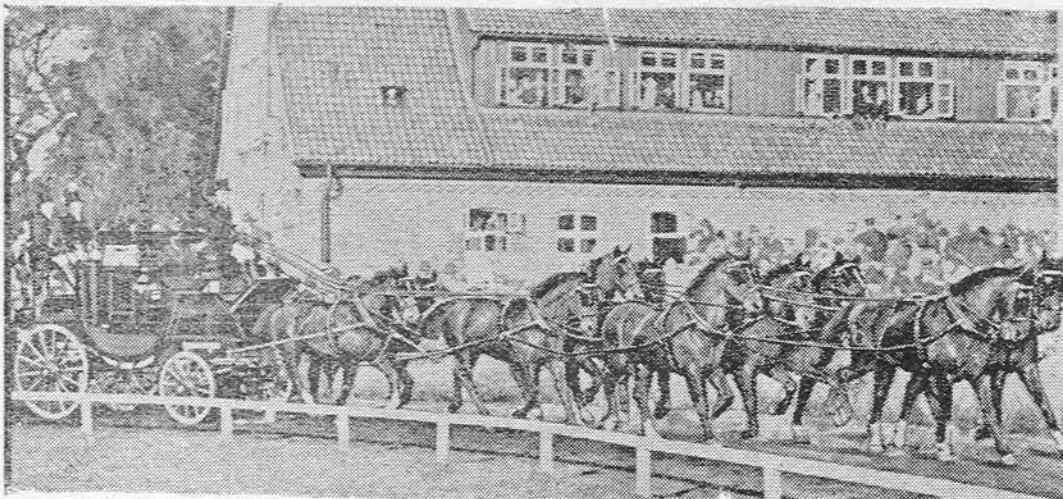
Freilich, un du fast jo hinnerhar perzen un eikassiern.“ 's is aus alln baadn Sachn nisch wurn, ausn Bierhannel un ausn Kunstschickl, odr aa guts hoots doch gehatt, se wißn numehre ganz genau, wies Bier aus dare Brauerei schmecken tut.

Jugendherberge Schloß Freusburg.

Im Siegerland liegt eine alte Burg, die schon im 13. Jahrhundert den Herren von Heinsberg gehörte, 1267 an die Grafen von Sayn kam und 1815 an Preußen fiel: die Freusburg. Ein Bau, der im Innern keine Sehenswürdigkeiten bietet, aber durch sein Alter und seine landschaftlich schöne Umgebung von



größtem Reiz ist. Dieser Bau ist jetzt in eine Jugendherberge umgewandelt worden, die mit Hilfe des Verbandes für deutsche Jugendherbergen von der westdeutschen Jugend renoviert wurde und am 6. und 7. Oktober in Gegenwart des Reichsinnenministers Severing eingeweiht worden ist. Der rheinische Dichter Otto Brües hat zur Weihe ein eigenes Festspiel „Die Jugendburg“ geschrieben, das an diesen Tagen zur Aufführung kam.



Ein prachtvoller Zehnerzug

wurde auf der traditionellen Hengst-Parade in Celle vorgeführt. Diese Parade ist die größte Prüfung der Provinz Hannover, die jedesmal einen außerordentlich starken Besuch aufzuweisen hat. Den Vorführungen, die auf dem Landgestüt Celle bei dieser Gelegenheit stattfinden, wohnen auch Vertreter der Reichsbehörden bei.

Christian' Lehmann

Historischer Schauplatz des Obererzgebirges.

Wir beginnen heute an dieser Stelle mit dem Abdruck der hochinteressanten Lehmann-Chronik, nach der Bearbeitung Lic. Dr. Bönhoffs-Dresden. Der Stoff, den wir hier bieten, soll dann zu einem Werke zusammengetragen und in Buchform herausgegeben werden, sodaß unsere Leser dieses Geschichtswerk von der Verlagsanstalt käuflich erwerben und dann ihrer Hausbibliothek einverleiben können. Christian Lehmann sen., weiland Pastor zu Scheibenberg, gibt, wie er selbst schreibt, in dem Werke den historischen Schauplatz in dem „Reisnischen Obererzgebirge“, darin eine ausführliche Beschreibung „dieser ganzen gebirgischen und angränzenden Gegend / Nach ihrem Lager / Gestalt / Bergen / Thälern / Felsen / Flüssen / Brunnen / warmen Bädern / Wäldern / Landes-Art / Früchten / Wilds-

wo sie gefallen, also daß sie bei hohen Jagden kümmerlich daraus gebracht werden. Nun bin ich ein geborener Obererzgebirger: Königswalde hat mich Anno 1611 ans Licht gebracht, Elterlein erzogen und geliebt, Scheibenberg soll mich begraben. Darum habe ich auch billig erachtet, mein Vaterland zu preisen, und dahin hat mich mein Sinn — ohne allen eiteln Ruhm, welchem ich vorlängst abgestorben — von Jugend auf getragen, der Nachwelt allerlei Merkwürdigkeiten von diesem meinem Vaterlande zu entdecken, auch meinen lieben Kindern einen Natur-, Welt- und Zeitspiegel vorzuhalten, damit sie daraus erkennen möchten, in was für rauhem Gebirge und trübseligen Zeiten sie erzogen worden, und wie ich mitten unter den gefährlichsten Kriegsläufen Gottes

und der Natur Wunder angemerkt und mein bekümmertes Gemüte neben meinen unausgesetzten Amtsverrichtungen mit Schreiben be-
lustigt. Die Lust hat meine Mühe bezahlt: diese Arbeit hat mir mitgebracht zur Ausbeute „die Süße des Wissens, des Gewissens und der Geduld“, wann ich in der Bibel und dann auch in dem obererzgebirgischen Berg-, Tal- und Forstbuch meine Ergötzlichkeit gesucht, und das ist mir, bei meiner Diät, auch mühsamer Perustration des Gebirges nicht übel bekommen, wie dann die Gesundheit auf zwei Stücken, „Mäßigkeit und unverdrossener Arbeit“, gegründet:

„Ich liebe Gott, Gebirg',
Diät und Bücherfleiß.“
Doch ist mein Hauptzweck Gottes Ehre gewesen, seine Wunder und Wohlthaten zu rühmen, wie er diese vormals ungebauete Wüstenei erschaffen und veredelt, insonderheit die „Berge mit Kraft feste gegründet“, teils den armen Verfolgten und Flüchtigen in Kriegs-, Pest- und andern gefährlichen Zeiten zum Schutz u. Aufenthalt, wie uns armen Leuten im Dreißigjährigen

darum merzen wir die lateinischen und griechischen Zitate aus und die lateinischen Worte, die wir doch dolmetschen müssen, ersetzen wir einfach; das wird dem Buche nicht schaden: wir legen Wert auf das Lebendige, nicht auf das Antiquarische. Ein Erzgebirgswerk: darum scheiden wir die fremden Beispiele aus, sie sind nur unnützer Ballast. Und ein Lehmann soll's sein; darum beschränken wir uns auf das, was er selbst geschrieben. Was aber seine Söhne hinzugefügt haben, lassen wir aus. Auch ihre Redaktion ändern wir da, wo wir es im Interesse des Ganzen für besser halten.“

Wir beginnen nunmehr mit dem Abdruck des Kapitels 1 des Werkes:

Kapitel 1.

Was den Autor zur Abfassung dieses Buches bewogen?

Es ist uns allen angeboren, daß wir gerne im Vaterlande sind und wohnen und dasselbe aufs beste helfen schmücken und erheben. Ja, die Erfahrung gibt in diesem Obererzgebirge, daß auch die wilden Tiere gerne an den Orten Stand halten,

Krieg geschehen, teils zum Trost, daß man daraus seine Allmacht, Weisheit und gnädige Vorsohrge erkenne und preise, maßen er in einem so wilden Gebirge so viel tausend Kreaturen ernährt und schützt, auch endlich seine Kirche in der Wüstenei gesammelt. Und so soll man desto lieber im Gebirge wohnen, weil der allgütige Gott dies Gebirge mit allerlei geistlichen und leiblichen Gaben geschmückt, auch die hochgebenedeite Mutter Gottes mit ihren Eltern und Bräutigam über dies Gebirge, also zu reden, gegangen und den Adel ihres preiswürdigen Namens auf hiesigen Bergen und Thälern in Annen- und Marienberg, Josephsstadt und Joachimsthal gloriwürdig angeschrieben. Ich bin gemest ein Prediger in dieser gebirgischen und zumal martialischen Wüstenei und soll Gottes seltsame Wunder und unverdiente Wohlthaten nicht verschweigen, welcher diesem vorzeiten wüsten Gebirge unermeßliche Gnade erwiesen; so lebe ich auch des demütigsten Vertrauens, er werde nach dem Reichtum seiner Güte diese meine geringe Arbeit sich gnädig gefallen und der Nachkommenschaft gedeihen lassen.

(Fortsetzung nur in den „Erzgebirgischen Heimatblättern“.)

CHRISTIAN LEHMANN





Illustrierte Wochenbeilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Die Hansestadt Lübeck

Das Gesicht Lübecks und der Lübische Hanseat
Aus der Geschichte der Hanse
Hanseatische Kaufleute und Seefahrer

Das Gesicht Lübecks

Von Otto Anthes

Auf einer schiffsförmigen, fast ganz von den Wasserarmen der Trave und der Wakenitz umschlungenen Landzunge erbaut, konnte die Urgestalt der Freien und Hansestadt Lübeck durch alle nachfolgenden Bautaten weder verändert noch erdrückt werden. Ja, als man in der Neuzeit bei der Anlage des Elb-Trave-Kanals den schmalen Damm durchschnitt, der die Halbinsel mit dem umgebenden

Land verband, mußte die Grundform nur noch mehr betont werden, indem nun die Halbinsel zur Insel wurde. Ueber den stark erhöhten Kamm dieses Stadthügels nun, seinen Krümmungen folgend, läuft vom Mühltor zum Burgtor der Hauptstraßenzug, ausgezeichnet durch die hochragenden Markn des Doms, der Marien- und der Jakobikirche. Auf dem höchsten Punkte aber, der Marienkirche zunächst, liegt, auf zwei Seiten den Marktplatz umfassend, das Rathaus, in seinen Teilen verschiedenen Jahrhunderten entstammend, mit düstergewaltigen Bogengängen und ziervollen Anbauten der Renaissancezeit. Von der Hauptstraße senken sich seitwärts, einerseits zur Trave, andererseits zur Wakenitz, die Gassen und Gruben. Und damit jede dieser abwärts sinkenden Hälften auch in sich ihre Gipfelung habe, erhebt sich hier die Petri-, dort die Aegidienkirche. Wesen und Art der beiden Hälften ist, wenn auch im ganzen die Familienähnlichkeit geschwisterlicher Sprößlinge während, dennoch auch wieder reizvoll verschieden. Die Gassen zur meerwärts weisenden Trave hinab zeigen in reicher Auswahl die städtischen Geschlechter- und Kaufmannshäuser, mit hochgetürmten Trep-

pengiebeln und prunkvollen Portalen zur Straße hin, mit weiträumiger Diele, kunstreich geschnittenen Stiegen und oft mit einem ins Dunkel des Hauses hereingrönenden Garten im Hintergrund. Auf der anderen Seite ahmten die kleinen Leute nach Kräften und Verständnis, manchmal in rührender Lächerlichkeit, die Formen der stolzen Patrizierwohnungen nach: oft nur zwei Fenster breit, verzichten ihre Häuserchen dennoch

nicht auf einen getreppten Giebel, wenn er auch nur drei Stufen hätte, nicht auf ausspringende Steinbögen und kräftig geschnitzte Haustüren in gewölbten Eingängen. Und hier und da öffnen sich seitlich Höfe und Gänge von köstlich verträumter Romantik: stille weiße Häuser, hinter den Fenstern Blumenstöcke in buntemaltem Porzellantöpfen, auf den Bänken an der Mauer alte Stiftsfrauen mit halberloffenen Gesichtern; allemal aber in der Tiefe ein grüner Baum, der uns mit dem Gartenheimweh Gottfr. Kellers anweht. Auf 4 Brücken, von denen 2 noch ihre Tore haben, gelangt man aus der inneren Stadt in die vier Vorstädte. Die Insel der alten Stadt aber erhebt sich mit ihrem Kamm so hoch, daß die Vorstädte nicht anders als zu ihren Füßen liegen, nicht über sie hinwegwachsen, die Urgestalt nicht verwischen können. Die Baumfreudigkeit der Zeit um 1800 hat durch die Anlage der großen Lindenallee dafür gesorgt, daß auch diese Vorstädte Rückgrat und damit Form in sich bekamen. So bietet das Ganze der alten Stadt noch heute ein Bild von einer Bestimmtheit des Ausdrucks, die mehr als alle einzelnen Kostbarkeiten das Herz des empfindenden Menschen erfreut.



Lübeck, Blick über die Stadt auf die Marienkirche

Geszeichnet nach Otto Ubbelohde

Wienich Man¹ lude² syng het,
Wen Me³ em die Brut bringet,

Weste he⁴ wat man ihm brochte,
Dat he⁵ wol wenn er mochte.

*) ¹ Mancher Mann; ² laut; ³ Wenn man

*) ⁴ Wüßte er; ⁵ Daß er

Der Eidschwur hanseatischer Seefahrer

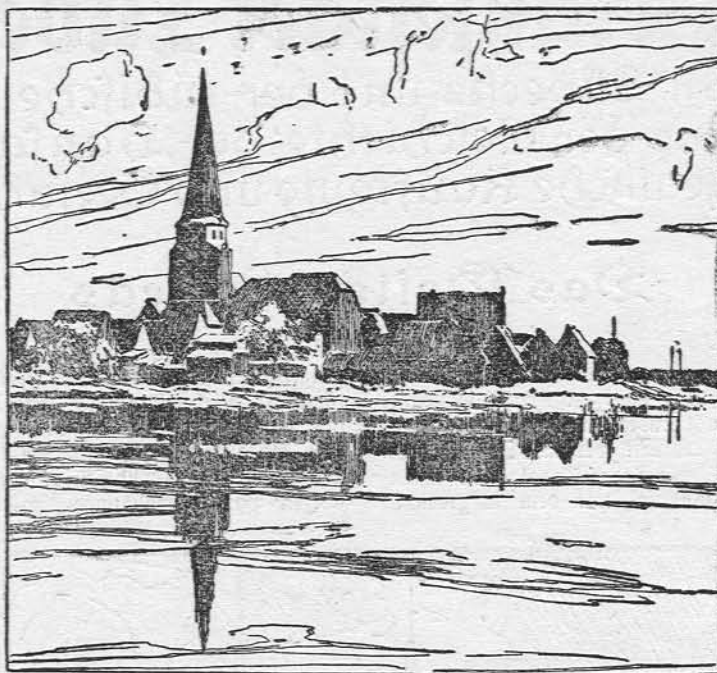
Wie die Deutschen bei jeder gefährlichen Unternehmung taten, banden sich auch die Seefahrer mit Eidschwur zu einer Genossenschaft für treues Ausharren, gegenseitige Hilfe, Gehorsam gegen das Seerecht und zuweilen für gleichen Anteil am Gewinn. Durch solchen Eid verpflichtete sich um das Jahr 1040 jene Gesellschaft von Friesen, welche waghastig von der Weser gegen den Nordpol ausfuhr, um zu erkunden, daß es wahr sei, daß dorthinaus gar kein Land liege, und welche im Norden Islands die Schrecken des Polarmeers erlebte. Und nach demselben Brauch versammelte noch 500 Jahre später der norddeutsche Schiffer Kriegsleute, Kinder und Reisende, sobald das Schiff einen halben Seeweg gefahren war, und sprach: „Wir sind Gott und Wind und Wellen übergeben, darum soll jezt einer dem andern gleich sein. Und da wir von schnellen Sturmwinden, ungeheuren Wogen, Seeraub und anderer Gefahr umringt sind, kann unsere Reise ohne feste Ordnung nicht vollbracht werden. Deshalb beginnen wir mit Gebet und Gesang um guten Wind und glückliche Ausfahrt, und befehlen nach Seerecht die Schöffenstellen, damit ehrliches Gericht sei.“ Darauf ernannte er mit Beistimmung des Volkes einen Vogt, vier Schöffen, einen Wachtmeister und Schreiber, einen Meistermann, der die Strafurteile vollzog, und einen Räckersmann mit zwei Knechten, der das Schiff rein hielt. Endlich wurde das Seerecht mit seinen Strafen verkündet: Niemand soll fluchen bei Gottes Namen, niemand den Teufel nennen, nicht das Gebet verschlafen, nicht mit Lichtern umgehen, nicht die Lebensmittel verwüsten, nicht dem Zapfer in sein Amt greifen, nicht nach Sonnenuntergang mit Würfel oder Karte spielen, nicht den Ruck zum Narren haben und nicht die Schiffsleute hindern, bei

Geldstrafe. Wer auf der Wache schläft, wer binnen dem Schiffsbord Lärm und Streit anrichtet, der soll unter dem Kiel durchgezogen werden; wer an Bord seine Wehr entblößt, sie sei lang oder kurz, dem wird die Wehr durch die Hand an den Mastbaum geschlagen, daß er sich selbst die Wehr durch die Hand ziehen soll, wenn er loszukommen begehrt. Wer einen andern mit Unrecht verklagt, soll die doppelte Strafe der Schuld bezahlen; niemand soll sich am Meistermann rächen.

Bei stiller See wurde das Seerecht verkündet, danach Gericht gehalten und gestraft. Nahte das Schiff am Ende seiner Fahrt dem Hafen auf einen halben Seeweg, so machte zuerst der Kielherr oder Schiffer seine Rechnung mit Passagieren, Ruckern und Kindern, dann traten Vogt und Schöffen zusammen, und der Vogt dankte ab und

sprach: „Was sich auf diesem Schiff zugetragen, das soll einer dem andern verzeihen, tot und ab sein lassen. Was wir geurteilt, das ist geschehen um Gericht und Gerechtigkeit. Darum bitte ich jeden im Namen ehrlichen Gerichts, daß er die Feindschaft ablege, die er auf den andern geschöpft, und bei Salz und Brot einen Eid schwöre, der Sache im argen nicht wieder zu gedenken. Wer sich aber beschwert erachtet, der soll nach altem Brauch den Strandvogt anrufen und vor Sonnenuntergang das Urteil begehren.“ Darauf aß jeder Brot und Salz, einer verzieh dem andern, was geschehen war. Und landete man in dem Hafen, dann wurde eine Büchse abgebrannt und der Stock mit dem Strafgeldern dem Strandvogt übergeben, damit er sie den Armen reiche.

(Aus: „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“, von Gustav Freytag.)



Travemünde, ein zu Lübeck gehöriges Badestädtchen an der Mündung der Trave in die Ostsee
Otto Ubbelohde

Wie Lübeck reichsfrei wurde

oder: Wie die Lübecker Heringe fressen, daß der Kaiser Welschland kaufen kann

Dichtung und Wahrheit von Otto Anthes

Kaiser Friedrich der Zweite, der Hohenstaufe, hatte, weil seine welschen Händel ihm übergenug zu tun gaben, ganz Nordalbingien: Holstein, Lübeck und Mecklenburg, dem Dänenkönig überlassen. Die Lübecker aber, um wieder zum Reich zu kommen, überwältigten durch eine List die dänische Besatzung, die in ihrer Stadt lag, und beschloffen, sich wieder unter des Reiches Schutz zu bieten, falls der Kaiser die Freiheiten bestätigen wolle, die sein Großvater, der Rotbart, ihnen bereits zugesichert und gegeben hatte. Zu dem Ende schickten sie Herrn Hinrich Steneke ab, der nachmals Bürgermeister wurde, damals aber noch ein fröhlicher und fester Junker war. Der traf den Kaiser zu Pavia in Welschland, und wenn es auch lang währte, bis er zu der Majestät vordrang, da die welschen Räte der Krone ihm hundert und mehr Schwierigkeiten machten, so glückte es ihm dennoch endlich bei einem Fest, zu dem man ihn wohl oder übel hatte zulassen müssen, dem Kaiser selbst vors Angesicht zu treten. Und da er die Gelegenheit nutzte, seiner Stadt und der ganzen Nordmark Nöte und Wünsche alsbald dem Herrn in wohlgefehrter Rede vorzutragen, lag ein schwarzhaariger und gelbgesichtiger Kerl dem Kaiser gleichzeitig in den Ohren, daß er Wichtigeres zu tun habe, sich hier unten das schönste Land der Erde zu gewinnen, als sich mit der traurigen Küste da oben zu beladen, daraus ihm doch nur Streit und Kümmernisse zukommen müßten. Der Kaiser, der durch das Gewühl des Festes gestrahlt hatte, war nur ein Staufer

strahlen konnte, verfinsterte sich darüber und sagte übelklingend, als Herr Steneke geendet hatte: „Was soll ich denn mit euch anfangen, die ihr drei Viertel des Jahres vor Nebel und Regen in der Feuchte sitzt und Heringe frëßt? Sollte es nicht besser sein, daß ich dieses schöne Welschland dem Reich erhalte, dazu doch meine ganze Kraft vornöten ist?“

Da erwiderte Herr Hinrich Steneke, und seine Stimme zitterte ein wenig, doch nicht vor Furcht: „Wenn Kaiserliche Majestät nicht weiß, was sie mit uns anfangen soll, so will ich es Ihr in geziemen-der Ehrfurcht sagen. Laßt uns unsere Heringe fressen, Herr, wie bisher und in der Kraft, die wir daraus gewinnen, dem Reich mit Handel und Wandel soviel Nutzen schaffen, daß Ihr davon dieses ganze Welschland kaufen könnt.“

Solch mannhafte Wort schlug dem Kaiser in die Seele. Er gab dem gelben Kerl einen Wink abzutreten, reichte Herrn Hinrich die Hand und bestellte ihn auf den nächsten Tag in sein Kabinett. Und da er in der Folge nur immer deutlicher die Treue sah, die ihm aus dem trüben Norden in seinen sonnigen Süden geboten wurde, so nahm er die Stadt gütlich an und samt ihren Einwohnern unter seinen und des Reiches Schutz, bestätigte ihre Freiheiten mit dem kaiserlichen Ingesiegel und gab ihr milddiglich viele neue dazu. Davon Lübeck noch heute des Reiches freie Stadt ist und heißet.

Aus der Geschichte der Hanfa

Von Gustav Freytag

Ganz allmählich entstand der Bund der Hanfastädte, daß wir seinen Anfang gar nicht wissen; auch der Name erscheint gelegentlich, er bezeichnet ursprünglich ebenso wie das Wort Innung die Steuer, welche sich die Genossen auflegten. Zuerst verbanden sich einzelne Städte am Niederrhein und wieder an der West- und Ostsee zu gemeinsamer Verfolgung ihres Vorteils in England, auf Gotland, am Ilmensee, andere schlossen sich allmählich an, lange einten sich kleinere Gruppen durch Verträge, bis die Bünde im Westen und Osten zusammenfloßen. Doch nicht jede größere Stadt schloß jenen wichtigen Vertrag; in den ältesten Freibriefen, welche fremde Könige den Hanfen zuteilten, fehlt bald Hamburg, bald Bremen.

Auch innerhalb des Hanfabundes bestanden dauernde Gegensätze, außer den landschaftlichen die größeren zwischen dem Handel des Niederrheins, welcher vorzugsweise auf den gewerblichen Erzeugnissen der Landschaft beruhte, und zwischen den Anforderungen der wendischen und preußischen Städte, welche vorzugsweise Kaufmannschaft durch Einfuhr und Ausfuhr fremder Waren trieben. Von Köln und seinen Nachbarn begann die Hanfa, aber die wendischen Seepläze erhielten das Uebergewicht, das junge Lübeck wurde Haupt, und die Kölner verharrten im Bunde in einer stolzen Opposition und erregten die Unzufriedenheit der anderen durch eigenmächtigen und herrischen Abschluß von Verträgen, in denen sie Begünstigung vor den Bundesgenossen suchten.

So hatten seit zwei Jahrhunderten Verbindungen der Hanfen in vielen Fällen bestanden, bis 1367 zu Köln die Städte einen großen Bund gegen Waldemar von Dänemark schlossen und drei Jahre ihren glorreichsten Krieg führten. Seitdem gaben sie sich eine Ordnung und teilten den Bund in Quartiere. Aber auch von da wechselte die Zahl der Mitglieder unablässig, kleinere Städte schieden aus, neue, die heraufkamen, traten ein, zuweilen geriet eine Stadt oder eine ganze Gruppe derselben wegen Unzufriedenheit und weil sie in eigenem Nutzen gegen den Bund gearbeitet hatten, mit den andern in Zwist, einzelne wurden wohl gar auf eine Zeit ausgeschlossen, zum Beispiel Bremen; ein andermal verweigerte eine ganze Gruppe die Teilnahme an den wichtigsten Maßregeln, Kriegen und Verträgen, dann sandten nur die eifrigen ihre Flotte in See oder erwarben Vorrechte ausschließlich für sich. Daß der Bund nicht festeren Zusammenhalt hatte, war natürlich, die Städte lagen von Osten nach Westen auf einem Landraum zerstreut, welcher von Neval bis über die Schelde reichte; ihre Lebensbedingungen waren in der Tat oft in unfühnbarem Widerspruch, was dem Kaufmann in Riga oder Danzig, in Wisby oder Bergen wohlthat, das war für Köln oder das deutsche Kontor zu Brügge von größtem Schaden. Nicht die inneren Zwistigkeiten sind auffallend, sondern daß trotzdem Stadtgemeinden und Kontore durch mehr als drei Jahrhunderte immer wieder zusammenhielten und nicht selten ihren Vorteil der Allgemeinheit zum Opfer brachten. Und sie waren schlimm daran, denn die Gegner betrachteten sie als einen Bund und suchten Rache für den Nachteil, den ihnen eine einzelne Stadt zugefügt hatte, an dem Handel aller Bundesglieder; wenn ein Seeräuber in Wismar französische Waren verkauft hatte, wurden von den Franzosen zur Vergeltung Bremer oder Kölner Warenballen mit Beschlag belegt. Jeder Hanse wurde gefährdet durch jede Angehörige, welcher einer beging, und doch war es schwer von den Bundesstädten Hilfe und Genugthuung für den erlittenen Schaden zu erhalten.

Wir sehen jetzt aus einem weit anders geformten Staatsleben mit Befremden auf solche Inkonssequenzen in einer alten Genossenschaft, aber alle politischen Verbindungen des Mittelalters zeigen genau dieselben Widersprüche: Städte, welche gegen ihren Landes-

herren vorsichtig die Tore schließen, Landesherren, welche sich um König und Reichstag gar nicht kümmern, Vasallen und Stadtbürger, welche durch Schwur ihrem Herrn oder ihrer Stadt oder gleichzeitig deren Feinden verpflichtet sind, ein deutsches Kaisertum, welches nie die Hanfa anerkannt, noch weniger das Verhältnis derselben zu andern Reichsgewalten geregelt hat. Zu einem Bunde, welcher Wohlstand und Kultur Deutschlands durch zwei Jahrhunderte mehr gefördert hat als irgendeine andere Macht des Reiches, hatten die obersten Gebieter desselben Reiches gar kein Verhältnis, ja ihre Politik war in der Regel den Hanfen feindlich, und der Kaiser oft in Freundschaft und Bündnis mit den Königen, welche mit Flotte und Heer gegen die Städte des Reiches ausgezogen waren. Noch Karl V. hatte durch seine Verordnungen eifrig den Handel seiner burgundischen und niederländischen Städte gegen die Städte seines deutschen Reiches vertreten. Es ist überall ein unfertiges Staatsleben, und das letzte Ergebnis dieser Zeit ist das Heraufkommen des fürstlichen Staates, der die Städte mit harter Hand seinem Willen unterwirft und sie zwingt, seinem eigenen Vorteil zu dienen, aus dem allmählich nach Siechtum und Schwächen der gemeinsamen Vorteile des gesamten Volkes wird.



Die Salzspeicher an der Trave in Lübeck, ehemalige Lagerhäuser des Lüneburger Salzes vor seiner seewärtigen Ausfuhr
Otto Ubbelohde

samen Vorteile des gesamten Volkes wird.

Die Größe und Macht der Hanfa ruhte meist auf dem Handel ihrer Osterlinge, der Ostseehändler. Denn damals war die Ostsee der große Fischbehälter Europas; der Dorsch und seine Verwandten wälzten sich haufenweise in die ausgeworfenen Netze, der Hering kam alljährlich in ungeheuren Wandergängen durch den Nordsee, an den Flußmündungen wimmelten der Lachs und der Aal unter den Booten der Slawendörfer. Die politische Geschichte der Ostsee ist unleugbar zum großen Teil durch die geselligen Neigungen des Herings gerichtet worden.

Bis zum Ende des 12. Jahrhunderts fuhr der Fisch längs der Küste von Pommern in so dichten Massen, daß man im Sommer nur den Korb in das Wasser zu tauchen hatte, um ihn gefüllt herauszuziehen. Damals wuchsen die wendischen Seestädte, vor anderen Lübeck, Wismar, Stralsund, Greifswald, mit märchenhafter Schnelligkeit zu hohem Wohlstand auf. Im 13. Jahrhundert verlegte der

Fisch seine Seewege und strich längs der flachen Küste von Schonen und dem norwegischen Ufer. Sogleich eilten alle seetüchtigen Völker in sein Fahrwasser, und die deutschen Hanfen kämpften um seinetwillen blutige und siegreiche Kriege mit den Dänen, den Herren des Nordstrandes, mit Engländern, Schotten und Holländern, sie brachen den dänischen Königen ihre festen Schlösser, besetzten ihre Inseln, vertrieben und erschlugen die Seefahrer anderer Nationen an fremdem Strand und behaupteten durch Jahrhunderte die Herrschaft auf Gotland, Schonen und Bergen. Das wurde die große Zeit der deutschen Hanfa. Nach 1400 aber wurden die Familiengedächtnisse des Herings von der Ostsee ab an die holländische Küste geleitet. Seitdem wurden die holländischen Städte reich und den erstarkten Hanfen verminderte sich der Erwerb, dem sie ihren ersten Wohlstand verdankten.

Auf dem Lande wußte der Kaufmann der Hanfa sich seit dem 13. Jahrhundert ritterlich zu halten, er verstand im Spiel des Schildbaums oder der Tafelrunde seinen Speer regelrecht zu verstechen. Gern zeigte er seinen Wohlstand durch stattliche Kleidung, kostbaren Pelzrock und bunte Farben, die ihm der Schildbürtige nicht gönnen wollte, er trug das Schwert oder lange Messer an der Seite und seinen Kaufmannsgürt, diesen von anderer Form als der Ritter, aber reich verziert, daran die schöngeformte Geldtasche und seinen Siegelring, worin das wichtige Zeichen seines Geschäftes, die Hausmarke, gegraben war. Denn auch er war des Schreibens nicht immer mächtig und bestättigte durch dieselbe Marke, die von seinen Fässern und Ballen her in Florenz und Lissabon, in London

und Nowgorod wohlbekannt war, die Urkunden, welche er durch den Schreiber ausstellen ließ, seine Geldanweisungen und die Bürgerschaft, welche er bei den Anweisungen anderer übernommen hatte.

Aber derselbe Mann trug auch die Friesjacke des Schiffers und das Kettenhemd eines Wappners zur See. Denn er fuhr als Reeder seines guten Schiffes oder auch als Schiffer einer städtischen Kogge durch alle bekannten Meere.

Die Kogge, in welcher er fuhr, war nach anderen Grundrissen gebaut als die antiken Schiffe des Mittelmeeres; während dort die Formen der Galeere in langen schmalen Fahrzeugen mit niedrigem Bord dauerten, war das häufigste Schiff der Nordmeere die vergrößerte Sclupe, ein rundbauchiges Fahrzeug mit starkem Kiel, mächtigen Steven und hohem Bord, der nach beiden Enden stark

aufsprang, mit eingehaktem Steuer, das durch eine Pinne bewegt wurde, mit hochgewölbtem rundlichem Bug und steilem Bugspriet und mit einem starken hohen Mast in der Mitte. Wurde ein großes Schiff zum Krieg gerüstet, dann wurde im 13. Jahrhundert auf Back und Schanze, über Bugspriet und Steuer ein Gerüst gezimmert, darauf eine Plattform mit hölzernen Zinnen für die Schützen und für eine Standarmbrust oder Wurfmaschine. Auch der Mastkorb hatte steuernwärts einen Ausbau mit Zinnen. Und die Fahrzeuge müssen nicht klein gewesen sein, das Dänenschiff, welches im Jahre 1234 von den Lübeckern erstritten wurde, soll 400 Ge- wappnete enthalten haben. Allmählich nahm das Kriegsgerüst auf Back und Schanze die Form kleiner Türme an, endlich wurde im 15. Jahrhundert auf beiden Enden der Schiffsbord erhöht um ein oder zwei Halbdecker, das Vor- und Hinterkastell.

Wie die Lübecker einen König und einen Herzog heimschickten oder die Seeschlacht bei Warnemünde

Die Seeschlacht bei Warnemünde 1234. — Zur Zeit, da Graf Alf befreundet war mit dem König von Dänemark und über das Land zu Holstein Gewalt hatte, da vergaß er treuen Dienst, den ihm die von Lübeck bewiesen hatten, als sie ihm wieder in das Land halfen, und wollte die Lübecker aus ihrer Freiheit drängen. Des war der

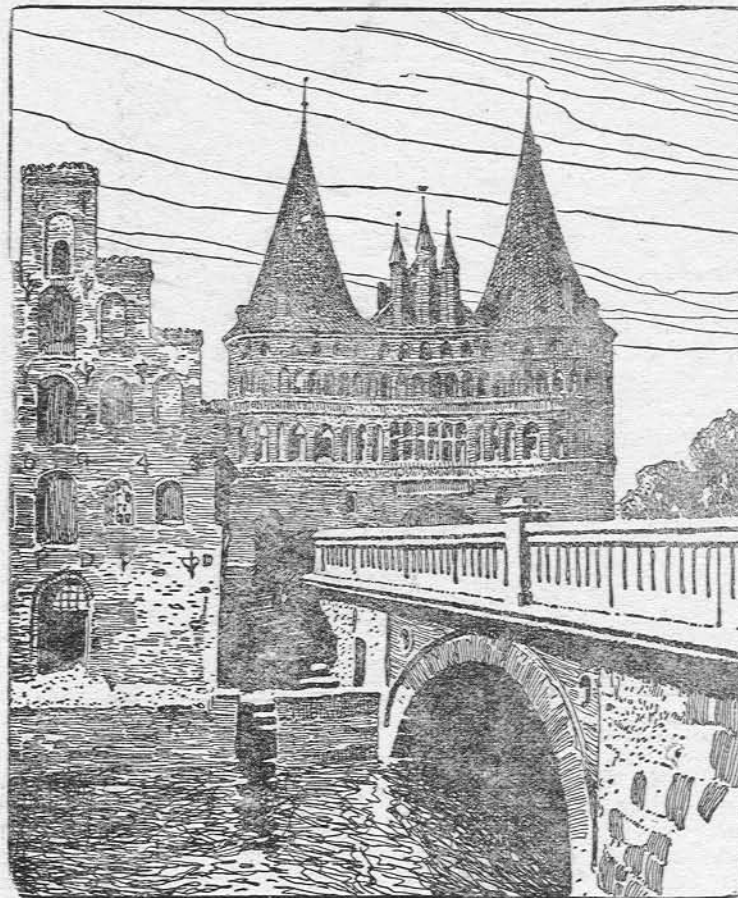
Dänenkönig froh, sie schworen sich zusammen, die Stadt zu verderben. Der König sandte da ein großes Heer zu Schiff in die Trave und kam mit des Grafen Hilfe auch dahin über Land mit einem andern großen Heer und baute über der Trave zwei starke Burgen; er ließ Koggen versenken vor dem Hafen und starke Ketten über die Trave schlagen. Als er da nicht mehr Schaden konnte und wieder im Land fuhr, da retteten sich die Bürger schnell, sie segelten kühn mit einer starken Kogge die Ketten entzwei und gruben lange die Wische aus gegenüber der Bur die ward so tief, daß große Schiffe dahinfuhren ohne Hindernis.

Da der grimme König sah, daß die kostbare Heerfahrt ihm wenig fromme, wurde sein Mut bitter. Er ließ sonderlich große Schiffe rüsten und gebot eine Heerfahrt dahin zu Wasser und zu Lande, noch viel größer, als er vorher gemacht hatte. Die Schiffe alle kamen nach Fehmarn, darunter waren auch Schiffe, größer als je auf der See gesehen waren, damit wollte er den Hafen abermals stopfen. Die Bürger zu Lübeck vernahmen das bald. Ihr Tief hatten sie zum Teil aufgeräumt, sie legten nicht mehr als sechs große Schiffe, mit gutem Zeuge wohlbe-

mannt, vor ihr Tief, die das bewahren sollten, daß des Königs Heer nicht hereinkam, wie es leider vorher hereingekommen war.

Da der König vernahm, daß die von Lübeck ihren Hafen und ihr Tief wehren wollten, fuhr er mit seinem Schiff vor die Warne, vielleicht weil er wähnte, daß sie mehr Helfer hätten, oder vielleicht um Sicherheit zu haben vor den wendischen Herren, die er oft bedroht hatte. Als die von Lübeck den König in der See wußten, überlegten sie sogleich, daß sie mit den Dänen in der See leichteren Streit hätten als in ihrem Hafen oder auf dem Lande, wo die Feinde mit Hilfe der Holsten stärker werden konnten. Sie nahmen zu Hilfe den allmächtigen Gott und ihr Recht und zogen mit kühnem Mut nach. Vor der Warne stritten sie mit ihm von der Prime bis zur Vesperzeit. Von den größten Schiffen gewannen sie vier, die verbrannten sie auf der Stelle, von den andern Schiffe fuhren sie viele mit den Leuten auf den Grund des Meeres. Das allergrößte Schiff, worin mehr als 400 Mann mit vollen Waffen waren, das gewannen sie zuletzt mit großer Mühe, darin schlugen und fingen sie alles, was da war. Der König entfloß mit Not, das größte Schiff mit den Gefangenen brachten sie freudig in die Trave. Der König kriegte da von kleinem Volke Scham und Schande, größer als ihm vorher oder nachher auf der Ostsee geschah, auch suchte er seitdem die von Lübeck nicht mehr heim. So gab ihnen Gott den Segen, daß sie geblieben sind bei ihrer Freiheit.

(Aus: „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“, von Gustav Freytag.)



Das bekannte Holstentor mit der Holstenbrücke in Lübeck

Otto Ubbelohde

Der ungeratene Sohn / Eine lübsche Sage

Im Jahre 1342 ist ein vornehmer, reicher Bürger zu Lübeck gestorben und hat nur einen einzigen ungeratenen Sohn verlassen. Zuvor aber, ehe der Vater gestorben, hat er den Sohn aufs höchste ermahnt, er möchte ihm ein sonderliches Begehren nicht abschlagen. Der Sohn gelobte es mit einem hohen Eide. Da spricht der Vater also: „Lieber Sohn! Ich habe schon lange mit Schmerzen angesehen, wie unnütz und jämmerlich du mein Schweiß und Blut verschwendest, sonderlich mit solchen Leuten, die dir in künftiger Not und höchster Armut nicht einen Trunk Wassers geben werden. Weil du aber meine väterliche Ermahnung in den Wind geschlagen, so wirst du nach meinem Tode, gleichwie du bisher getan, alles hindurchbringen. Und wenn du alsdann bei deinen Freunden in Armut das trockene Brot auch nicht wirst bekommen können, so wirst du in Mißmut und Zweifel geraten, daß du selber nicht wirst schließen mögen, welchen Tod du dir antun wolltest. Alsdann soll dies mein treuer Rat und letzter Wille sein, den du ja wohl in acht nehmen und nicht vergessen wolltest, daß du in solcher Mißmütig-

keit hinunter in den gewölbten Keller gehst und dich an den großen eingemauerten Ring erhenkest.“ Der Sohn spricht ja und verlacht nichtsdestoweniger des Vaters Befehl, bis endlich, da alles aufgeschlemmt war, es also kommt, wie ihm der Vater zuvor gesagt. Da er allbereits in höchster Not und sich des Hungers halber nicht länger erhalten können, geht er hinunter ins Gewölbe, wie ihm der Vater befohlen, setzt einen Stuhl gleich unter den eisernen Ring, und als er den Strick drein befestigt, tut er den um den Hals und springt vom Stuhl herunter. Da bricht der Ring, der denn sonderlich dazu gemacht war, und stürzten etliche tausend Gulden heraus, dem mißmütigen Sohn über seinen Leib. Davon wird er höchlich getröstet; und als er in sich geschlagen, und sein voriges unbesonnenes Leben beherzigt, ist er nachmals ein feiner Mann wieder geworden.

(Aus: „Lübsche Geschichten und Sagen“, gesammelt von Professor Dr. Ernst Deeke. Verlag: Max Schmidt-Römhild, Lübeck.)